

Uwe Justus Wenzel

Das Wagnis der Torheit

Christliche Antworten –
philosophische Fragen



TVZ

Uwe Justus Wenzel · Das Wagnis der Torheit

T V Z

Uwe Justus Wenzel

Das Wagnis der Torheit

Christliche Antworten – philosophische Fragen

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Verband
der stadtzürcherischen evangelisch-reformierten Kirchgemeinden.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur
mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich

unter Verwendung eines Bildes von Marianne Eigenheer

© Marianne Eigenheer

Druck

Rosch Buch GmbH, Schesslitz

ISBN 978-3-290-18169-7

© 2018 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografi-
schen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfas-
sung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

Inhalt

Einleitung: Aus gegebenen Anlässen	7
Gott war tot	II
Erlöstes und erlösendes Lachen	17
Das Schweigen Gottes	23
Menschensohn und Menschenwürde	29
Das Kreuz und das Ende des Opfers	35
Es ward Licht	41
Gaben und Gegengaben	47
Der ungläubige Thomas	53
Jeder, der liebt, erkennt Gott	59
Auferstehung – und Wiedergeburt	63
Frieden ist der Ernstfall	69
Wenn Dankbarkeit in der Luft liegt	73
Was ist Wahrheit?	79
Die Geburt der Freiheit	85
Das Wagnis der Torheit	91

Einleitung:

Aus gegebenen Anlässen

Die Wendung von der «Wiederkehr der Religion» ist zur vertrauten Beschreibungsformel geworden, seit wenigstens zwei Jahrzehnten gehört sie zum Diskussionsbetrieb. Vieles vermeintlich Wiederkehrende war indes nie gänzlich von der Bildfläche verschwunden oder aus dem Bewusstsein verdrängt. Wie auch immer es in dieser Hinsicht um Religion bestellt sein mag, eines ist schwerlich zu bestreiten: In einem gewissen – anderen – Sinne kehrt Religion stets oder «immer schon» wieder, in den Festen des Jahreskreises nämlich. Mit Blick auf den christlich mitgeprägten Kulturkreis heisst dies: Auch wenn religiöse Festtage zur weitgehend glaubensfreien, religiös neutralisierten Folklore werden – man denke an den globalisierten Weihnachtsmann alias Santa Claus – und auch wenn der Mitgliederschwund der Kirchen sich in unserer Weltgegend fortsetzt, so verschaffen die gesetzlichen Feiertage doch «christlichen Themen» wiederkehrend eine eigene Präsenz in der Öffentlichkeit. Was zum historischen Kulturgut herabzusinken im Begriffe ist, kommt zumal an Ostern und Weihnachten für eine kurze Spanne an die Oberfläche der Wahrnehmung; und es sorgt mitunter, auch bei religiös Musikalischen, für Verlegenheit: Wie lässt sich – heute – verste-

hen, wie lässt sich allen Ernstes glauben, was geschrieben steht? Wie lässt sich aus der Erzählung von einem Gott, der Mensch wird, der lebt, leidet, stirbt und aufersteht, Lebensbedeutsamkeit im Hier und Jetzt gewinnen?

Der wohlmeinende Sinn für Kulturgüterschutz genügt nicht, um sich solchen Fragen zu stellen. Wer sich von den Texten der christlichen Überlieferung ansprechen lassen möchte, muss sich ihnen öffnen. Freilich muss er ihnen – andererseits – nicht aufs Wort glauben. Oder vielmehr: Er darf und sollte sie beim Wort nehmen, nämlich die Wort- und Textkörper abklopfen und den Fragen Stimme leihen, die sich beim Abklopfen melden. Das Fragen, schrieb Martin Heidegger einmal, sei die Frömmigkeit des Denkens. Es frommt aber auch dem, der sich «Glaubenssätzen» nähert. Glauben und Wissen sind zweierlei, gewiss; Glauben und Denken aber sind nicht himmelweit voneinander geschieden. Und das Fragen ist in dieser Sphäre nicht vornehmlich eine Art und Weise, Distanz zu schaffen. Fragen stellen sich sogar in dem, was uns unbedingt angeht. Ein solches Fragen kann sich unversehens im Hallraum jener abgründigen Frage wiederfinden, die der sterbende Gottessohn, wie Matthäus und Markus berichten, als Klage herausschrie: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!?»

Philosophie und Theologie mögen Konkurrenzunternehmen sein, weil sie sich – je auf eigene Weise – der Frage zuwenden, wie zu leben sei, und weil jene dem Fragen und Weiterfragen auch dort noch den Vorzug gibt, wo diese zur Verkündigung einer Antwort entschlossen ist. In dem Schrei des gemarterten Menschensohns ist

jedoch auch die Theologie mit einer bleibenden (oder wiederkehrenden) Frage konfrontiert. In ihr vibrieren alle «letzten» Warum-Fragen mit, als deren Anwältin Philosophie sich verstehen dürfte; auch die elementarste: Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Mögen die Geister der Weisheitsliebenden und die der Gott Liebenden sich auch scheiden: Im Gravitationsfeld «letzter» Fragen bleiben sie in Kontakt. Im Raum der Fragen können sie in sozusagen fachlichen Austausch miteinander treten. In diesem Raum ist und bleibt offen, ob das Bekenntnis zum auferweckten Gekreuzigten, das «Wort vom Kreuz», von dem Paulus im Ersten Brief an die Gemeinde im griechischen Korinth spricht, die Torheit ist, als die es der «Weisheit der Welt» erscheint, oder ob die «Weisheit der Welt» die eigentliche, die törichte Torheit ist, weil sie sich dem Wagnis des Glaubens an einen göttlichen Grund der Welt verschliesst.

Im Jahreskreis wiederkehrende Anlässe haben dem Redaktor für Geisteswissenschaften, der der Autor der nachstehenden Texte im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» lange Jahre war, immer wieder ermöglicht, den Raum des Kommerziums von Torheit und Weisheit zu betreten. Es waren dies Experimente und auch Exerzitionen, in denen er intensive Denkerfahrten gemacht hat; sie sind zwar «seine», aber nicht eigentlich «privater» Natur. Religion, sagen Liberale gern, sei Privatsache. Dennoch wird selbst in einer Zeitung, die als liberal gelten möchte – den «staatlich verordneten» Feiertagen sei Dank –, Religion punktuell zu so etwas wie einer öffentlichen Angelegenheit, und dies nicht nur als obskures, potenziell gefährliches Objekt journalistischer Beobach-

tung. So gelangten die fünfzehn philosophisch-theologischen Meditationen in den Jahren 2006 bis 2017 auf die Titelseite der «NZZ». Die Beachtung, die sie dort fanden, möge entschuldigen, dass die «Leitartikel» dem geneigten Lesepublikum nun noch einmal, mit einigen wenigen Retuschen und in der Form eines Büchleins, offeriert werden.

Vielleicht wären sie nicht geschrieben worden, hätte Niklaus Peter, Pfarrer am Zürcher Fraumünster und publizistisch manch anderen Orts aktiv, den an Ostern und Weihnachten für die Bewirtschaftung der Frontpage zuständig gewesenen Redaktor nicht ermuntert, doch einmal selbst in die Tasten zu greifen. (Und auch bei der Ermöglichung ihres Wiedererscheinens hat er lebenswürdigerweise geholfen.) Obgleich ich ihm zudem für manchen Lektüretipp danken darf, trägt Niklaus Peter für die vermutlich nicht immer ganz orthodoxe «Laientheologie», die bei den Denk- und Glaubensversuchen entstanden ist, selbstredend keine Verantwortung.

U. J. W., Basel, im Juni 2018

Gott war tot

Christen glauben an Jesus Christus. Sie glauben daran, dass er Gottes eingeborener Sohn ist, dass er von Maria geboren wurde, dass er gekreuzigt, gestorben und begraben wurde; sie glauben, dass er in das Reich des Todes hinabgestiegen und am dritten Tage auferstanden ist und aufgefahren in den Himmel – wo er zur Rechten Gottes sitzt und von wo er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten. So sagt es das Apostolische Glaubensbekenntnis, das in der «westlichen» Christenheit gleich welcher Konfession gesprochen wird.

Unbegreiflicher Tausch

Christen glauben noch mehr. Sie glauben, dass Jesus Christus «wegen unserer Verfehlungen» dahingegeben wurde und «um unseres Freispruchs willen» auferweckt wurde. (Röm 4,25) Sie glauben an das, was Karl Barth (wenn auch nicht als Erster) einen unbegreiflichen Tausch nennt: Gott setzt sich an die Stelle des Menschen, und der Mensch wird an die Stelle Gottes gesetzt. Gott erniedrigt sich, indem er Mensch und sein Wort Fleisch wird; und Gott erhöht den Menschen, indem er den als leibhafter Mensch gestorbenen Jesus – den toten

Christus – auferweckt. Dieser unbegreifliche Tausch ist das eigentliche Geheimnis des Osterfestes.

Gott tut das Unbegreifliche aus überschwänglicher Liebe und aus Gnade; er tut es, um die Menschen, seine Geschöpfe, loszukaufen – um sie freizukaufen aus der selbstverschuldeten Sklaverei ihrer Sünde. «So gross ist das Verderben des Geschöpf», schreibt Barth in seiner «Dogmatik im Grundriss», «dass weniger als die Selbsthingabe Gottes zu seiner Rettung nicht genügen würde.» – Hat sie aber genügt? Hat die Selbsthingabe Gottes ausgereicht, um den Menschen zu retten aus Sünde und Tod? Die Antwort, die christliche Theologie auf diese Frage gibt, lautet salopp formuliert: «Im Prinzip ja.» Mit der Auferstehung Christi hat die Zeit sich gewendet, ein neuer Äon ist angebrochen. Aber dessen Zeit hat sich noch nicht erfüllt, die Wiederkunft Christi steht noch aus.

Die neue Zeit, die Zeit, in der die Christenheit lebt, ist eine Endzeit. Halten wir uns wiederum an Barth: «Die Uhr ist abgelaufen, auch wenn das Pendel noch ein paarmal hin und her schwingt. In diesem Zwischenraum leben wir. [...] Die Osterbotschaft sagt uns, dass unsere Feinde: Sünde, Fluch und Tod, geschlagen sind. Sie können letztlich nicht mehr Unheil stiften. Sie gebärden sich noch, als sei das Spiel nicht entschieden, die Schlacht nicht geschlagen, wir müssen noch mit ihnen rechnen, aber wir müssen sie im Grunde nicht mehr fürchten.» Darum auch könne, wer die Osterbotschaft vernommen habe, «nicht mehr mit tragischem Gesicht umherlaufen» und die «humorlose Existenz» eines Menschen führen, der keine Hoffnung hätte.

Der Schrei

Indes schwingt das Pendel nun schon zwei Jahrtausende weiter – und dies, obgleich Jesus den Seinen versprochen hatte, der Herr werde ihnen ihr Recht schaffen, «und zwar unverzüglich» (Lk 18,8). Ein Schalk, der dem Christenmenschen im Nacken sässe, könnte sagen, da brauche er ausser Geduld allerdings auch einigen Humor. Christlicher Ernst, ob mit oder ohne Humor begabt, könnte versucht sein, in der ihm zugemessenen und zugemuteten Zwischenzeit so etwas wie eine ferne, eine sehr ferne Entsprechung zu jenem «Zwischen» wahrzunehmen, in dem Christus gefangen war. Dies Zwischen war ein Unten. Es öffnet sich als Abgrund in dem Augenblick, der im Matthäus- wie im Markusevangelium eindringlich geschildert wird. Unmittelbar bevor der gekreuzigte Jesus stirbt, entfährt ihm der Schrei: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» (Mt 27,46 / Mk 15,34)

In diesem Schrei, so der eminente katholische Theologe Hans Urs von Balthasar, versinkt der Gottessohn in die Totenwelt, «aus der kein Wort von ihm mehr her austönt». Das Neue Testament schweigt sich weitestgehend aus über das, was dem toten Jesus in der Unterwelt widerfährt. Gibt die Gottverlassenheit, die im Moment des Todes Jesu sich kundtut, einen Fingerzeig? Balthasar spricht in seiner «Theologie der drei Tage» – tastend – davon, dass sich im Totsein Jesu alle Gottlosigkeit, alle Sünde der Welt, «realisiere»; oder auch: dass der gestorbene Erlöser im Totenreich der «reinen Sünde als solcher» ansichtig werde, der «absoluten Lebensentleerung

des Toten». Gott habe das «Widergöttliche» in der Weise des letzten Gehorsams des Sohnes gegenüber dem Vater auf sich genommen.

Ohne den Sohn, heisst es im Johannesevangelium, kann niemand den Vater sehen oder zum Vater kommen. Darum wird, so Balthasar weiter, an dem Tag, da der Sohn tot ist und den Vater nicht sehen kann, «niemand Gott sehen, von ihm hören, zu ihm gelangen». Und dieser Tag ist der Karsamstag. Die Theologie kann von der «heilsgeschichtlichen Notwendigkeit» dieses Tages handeln: davon, dass der durch die Sünde in die Welt gekommene Tod den Menschen mitten entzweireisse, dass nur durch eine göttliche Tat die Entzweiung des Menschen geheilt werden könne und dass die Mitte dieser heilenden Tat «notwendig die Bruchstelle selber» sei: Tod, Hades, Verlorenheit in Gottferne. Die gebrochene Mitte vermittelt zwischen dem alten und dem neuen Äon. In dem «unfassbaren Augenblick zwischen Karsamstag und Ostern» – so ein letztes Mal Balthasar – findet die heilsgeschichtliche Wendung statt.

Das unglückliche Gemüt

So kann Theologie, als Lehre vom Wort Gottes, dem Karsamstag seinen Platz in der Heilsordnung zuweisen. Aber wer ist schon immer so weise wie die Theologie? Keine Christin, kein Christ ist dagegen gefeit, dass der Karsamstag sich als Stimmung gleichsam ausdehnt. Es kann sich, wie es der Philosoph Hegel vor zweihundert Jahren in seiner «Phänomenologie des Geistes»

formulierte, «das schmerzliche Gefühl, dass Gott selbst gestorben ist», breit machen. Das Gemüt, von dem dieses Gefühl Besitz ergriffen hat, ist ein unglückliches. Es kann sein Unglück – seine Gottferne und Glaubensschwäche – in dem Sarkasmus zu ertränken versuchen, der später aus Nietzsches Zarathustra sprach. Der hat den Teufel sagen hören: «Gott ist tot; an seinem Mitleiden mit den Menschen ist Gott gestorben.»

Das unglückliche Gemüt kann aber auch Jean Paul lesen, die «Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab», die der Dichter 1795 zu Papier brachte. Bei der Lektüre kann es in sein eigenes Unglück eintauchen – und darf hoffen, daraus verwandelt wieder hervorzukommen. Die dichterische Phantasie malt in düstersten Farben aus, wie es dem toten Christus ergangen sein mag an jenem Karsamstag: «Ich stieg herab, soweit das Sein seine Schatten wirft, und schauete in den Abgrund und rief: ‚Vater, wo bist Du?‘, aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert [...]. Und als ich aufblickte zur unermesslichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen Augenhöhle an [...]» Doch das Szenarium grauenerregender Einsamkeit, in dem der tote Christus seine Rede hält und statt von Auferstehung nur von ewiger Mitternacht zu berichten weiss, ist ein Traumgespinnst. Der schlafende Erzähler wird von dem erhabenen Schrecken eines heillosen Weltendes geweckt – auferweckt. Er findet seinen Glauben an einen guten Ausgang der Geschichte wieder. Seine Seele «weinte vor Freude, dass sie Gott wieder anbeten konnte». – Warum sollte es dem unglücklichen Karsamstags-Gemüt nicht ebenso ergehen können?

Erlöstes und erlösendes Lachen

Vor der Synagoge eines Schtetls, irgendwo im Osten Europas, traf ein Reisender zur kältesten Jahreszeit auf einen alten Mann, der dünn bekleidet auf einer Bank hockte. Gefragt, warum er denn in der Eiskälte ausharre, antwortete der Alte, er warte auf den Messias. Ein wahrhaftig wichtiger Beruf sei das, entgegnete der Fremde. Weiteres Nachfragen ergab, dass der Mann für die aufopferungsvolle Tätigkeit von seiner Gemeinde keinerlei Lohn erhalte und auch sonst keine Anerkennung. Der Fremde verstand das nicht: «Ihr werdet nicht bezahlt. Ihr werdet nicht geachtet. Ihr sitzt hungrig in der Kälte. Was soll denn das für ein Beruf sein?» – «Nun», sprach der alte Mann, «es ist ein Posten auf Dauer.»

«Tod, wo ist dein Stachel?»

Für seinen tiefgründigen Humor und seinen augenzwinkernden Witz ist das Judentum bekannt. Auch andere Religionen und Traditionen kennen das Lachen, das befreit, oder das Lächeln, das erleuchtet ist. Der Zen-Buddhismus etwa hat die paradoxe Parabel kultiviert. Für deren Hintersinn ist jene Empfehlung ein

schönes Beispiel, die ein Mönch einst seinen Schülern gegeben haben soll: Sie möchten, um die Wirklichkeit zu ergründen, dem Geräusch lauschen und nachsinnen, das durch das «Einhandklatschen» hervorgerufen werde. – Und das Christentum, hat es einen Sinn für das Lachen und Lächeln? Es hätte zumindest einen guten Grund: die frohe Botschaft des Ostersonntags, die Kunde von der Auferweckung des Gekreuzigten. Wer freudig und siegesgewiss ausrufen darf: «Tod, wo ist dein Stachel?» (1Kor 15,55), wie sollte dem ein Lachen verwehrt sein?

Einer der massgeblichen Theologen des Christentums sah das anders. Aurelius Augustinus (354–430) urteilte in einem Sermon: «Die Menschen lachen und weinen, und dass sie lachen, ist zum Weinen.» Ist das irdische Leben also ein Tal des Jammers und der Tränen, in dem die ausgelassen lachenden Menschen des Segens Gottes entbehren müssen? Und müssten sie dies deswegen, weil – um Nachsicht für die Formulierung wird gebeten –, weil auch Gottes eingeborener Sohn auf seinem Leidensweg nichts zu lachen hatte? Es scheint nicht viel gefehlt zu haben, und diese kleinmütige, kleingläubige Ansicht hätte das Christentum beherrscht. Umberto Eco's Roman «Der Name der Rose» dreht sich darum. Ein Zeitgenosse Augustins, der nachmalige Bischof von Konstantinopel Johannes Chrysostomos, stellte (in seinem Kommentar zum Matthäusevangelium) klar und fest: Weinen sehen könne man Jesus oft, lachen niemals, nicht einmal still lächeln. «Diese Welt», so schlussfolgerte er, «ist eben kein Theater zum Lachen; nicht dazu sind wir beisammen, um schallendes Gelächter anzu-

schlagen, sondern um [über unsere Sünden] zu seufzen, und mit diesem Seufzen werden wir uns den Himmel erwerben.»

Narren in Christo

Diese und andere Ermahnungen vermochten gottlob nicht zu verhindern, dass auch Christenmenschen herzlich gelacht haben – sogar im Gottesdienst und obendrein von Geistlichen animiert. Überliefert ist der kirchliche Brauch des sogenannten Osterlachens. Er hatte sich im «karnevalesken» Mittelalter herausgebildet und war noch im 16. Jahrhundert im deutschen Sprachraum weit verbreitet. Verblasste Spuren des Brauchs finden sich noch im frühen 20. Jahrhundert. Schenkt man den erhaltenen Zeugnissen Glauben, so betätigten sich Pfarrer (auch in reformierten Gemeinden) am Ostersonntag bisweilen als Erzähler von Schnurren und Witzen, als Possenreisser und veritable Komiker. Anzügliches und Obszönes gehörten durchaus zum Repertoire. Offenbar konnte, wer sich vor Lachen ausschüttete, auch Jesu Sieg über Tod und Hölle unbeschwerter feiern.

Die Zügel, die die einen – nach dem Ende der Fastenzeit begrifflicherweise – schiessen liessen, wurden von anderen freilich immer wieder angezogen. Der Basler Reformator Johann Hausschein, bekannter unter dem Namen Oekolampad, wandte sich 1518 in seiner Schrift «De risu paschalis» gegen kirchliches Komödiantentum, das ihn schamlos und blödsinnig dünkte. Auch Martin Luther, dem ergötzlichen Witz sonst zugetan, distan-

zierte sich von dem «nerrisch lecherlich geschwetz», das unter die Osterpredigt gemengt werde, um «die schleffrigen damit wacker zu machen».

Doch geht es beim Thema Lachen im Christentum nicht zuvörderst um den «Kirchenschlaf» und seine effektvolle Verhinderung. Auch die Frage nach Abfuhr oder Zügelung von Triebenergien dunkler Herkunft erschöpft ein Thema nicht, das theologische Brisanz birgt. Nietzsches boshafte Bemerkung, er könnte das Christentum glaubwürdiger finden, wenn nur die Christen erlöster aussähen, trifft etwas. Christinnen und Christen nämlich müssen das Kunststück vollbringen, zugleich zu lachen und zu weinen, genauer gesagt: so zu lachen, dass das Weinen nicht vergessen geht – dass am Ostersonntag der Karfreitag nicht aus dem Bewusstsein getilgt ist.

Beides gehört zusammen; und eben dies charakterisiert nicht unwesentlich das, was der in Tübingen lehrende katholische Theologe Karl-Josef Kuschel in einem einschlägigen Buch die «christliche Narrheit» nennt. Aus der Sicht von Ungläubigen oder Andersgläubigen mag der christliche Glaube komisch wirken oder nährisch oder – so das berühmte Wort des Apostels Paulus im ersten Kapitel des Ersten Korintherbriefs – wie eine Torheit. Das Lächerliche und das Erhabene, das Komische und der Todernst liegen in der christlichen Religion nahe beieinander. Wie der Träger der Dornenkrone, dem sie nachfolgen, gewärtigen die Narren in Christo ihre Verspottung; und wenn sie über ihre Verspottung lachen – wozu ihnen aus ihrem Glauben heraus die nötigen Flügel wachsen –, so vergelten sie Gleiches doch